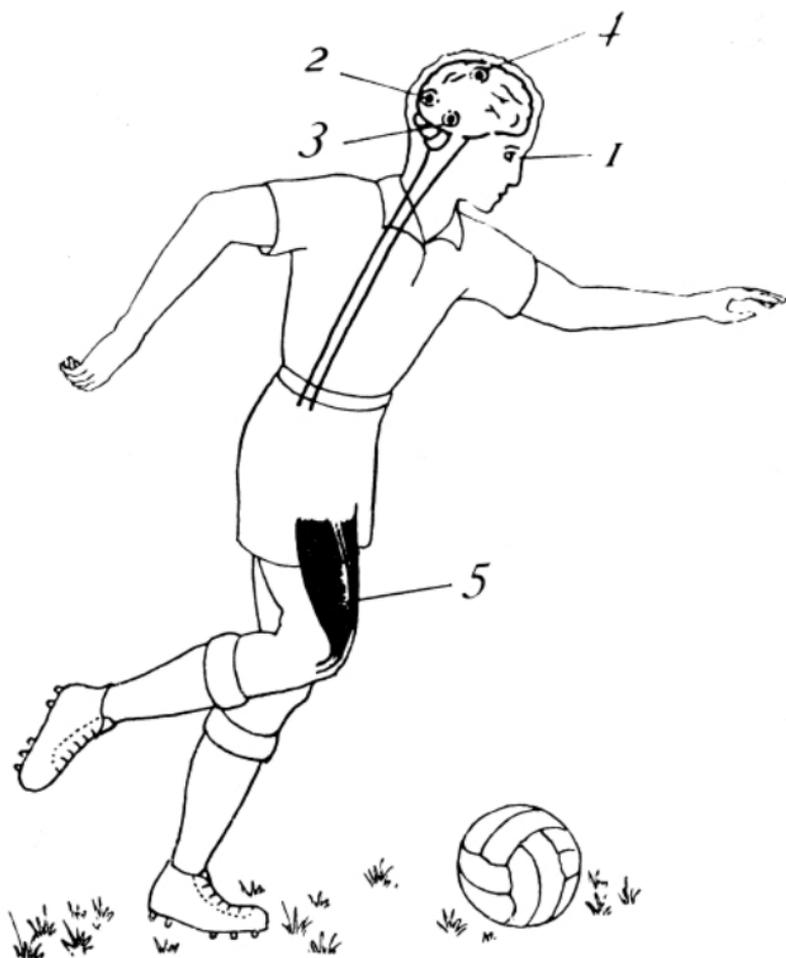

Bernd Cailloux

Auf Abruf

Novelle

edition suhrkamp

SV



edition suhrkamp 2785

Ein Schriftsteller jenseits der siebzig, der sich trotz schwankender Verfassung gern mit Berliner Amateuren aus aller Welt im Tiergarten zum Kicken trifft, erhält per Anruf eine Einladung zu einem Buchbasar im brandenburgischen Ort Schönberg. Anfangs läuft dort alles ziemlich rund, die Leute und die Unterbringung in der Alten Kantorei sind *comme il faut*. Doch dann ist er plötzlich weg – und wacht in immer neuen Höllenparadiesen auf. Was geschieht ihm und wo ist er ... Schönberg oder Schöneberg? Wie weit kann man in der Badewanne reisen? Über die Torlinie zum Jenseits und zurück? Die Videobeweise der Erinnerung rotieren, läuft schon die Nachspielzeit? Aber Bangemachen gilt nicht.

Wie befreit feiert Bernd Cailloux mit dieser realphantastischen Novelle über die An- und Abpiffe des Lebens seinen achtzigsten Geburtstag.

Bernd Cailloux, geboren 1945, lebt als freier Schriftsteller in Berlin. Im Suhrkamp Verlag erschien von ihm zuletzt der Roman *Der amerikanische Sohn*, in der edition suhrkamp der Erzählungsband *Der gelernte Berliner. Sieben neue Lektionen* (es 2563).

Bernd Cailloux

Auf Abruf

Novelle

Suhrkamp

Umschlagmotiv: Boa Vista Nr. 2, Hamburg 1975

Erste Auflage 2025
edition suhrkamp 2785
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag gestaltet nach einem Konzept von Willy Fleckhaus:

Rolf Staudt

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12785-8

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Die Literatur beginnt mit dem Ende.
Um sprechen zu können, müssen wir den Tod
erblicken, ihn hinter uns sehen.

Maurice Blanchot

Das wär's dann, Ende des Spiels – einige hatten es zuvor hin und her über die Wiese gerufen. ›Letztes Tor‹ lautet die Ansage, fällt es, ist sofort Schluss, der Tiergartenkick für heute vorbei. Aber halt, Proteste werden laut, hier und dort im Feld wird gegen das nahe Ende angemault, ja was denn nun, ruft einer, weiter oder nicht? Also warten wir die Entwicklung noch für Momente ab. Sollte das Spiel wirklich schon aus sein? Immer gibt es ein paar, die nicht genug kriegen können, die diese nun mal geltende Sudden-Death-Regel aus Daffke oder sonst einem Grund ablehnen. Als das letzte Tor dann fällt, erschallen auch gleich die Rufe, die vehement ein neues ›letztes Tor‹ und damit das Weiterspielen auf unbestimmte Zeit fordern.

Doch heute gibt es keine Extrafrist, das Maulen ver-
ebbt, manchmal gewinnen halt die Regeln. So trotten wir mehr oder weniger zufrieden rüber zur großen Buche, einem uralten und lang vertrauten Prachtstück, zu den dort gelagerten Klamotten. Familienväter raffen ihre Sachen zusammen, verabschieden sich mit großem Hallo und brechen als Erste auf. Unter den Übrigen, die ermattet auf der Wiese liegen, laufen die Diskussionen über die Partie. Wie immer ist in den vergangenen zwei Stunden unendlich viel passiert.

Mich beschäftigt vor allem eine Szene, die auch rundum vielfach kommentiert wird, ein besonderes Ereignis, das in den kommenden Tagen und Wochen und vermutlich darüber hinaus als Kurzfilm in meinem Gedächtnis

aufploppen dürfte. Es muss ganz gut ausgesehen haben. Von rechts hatte Brandon, unser Kanadier, halbhoch nach innen geflankt, ein mustergültig geschlenzter Ball, dem ich, für mich selbst überraschend ballettartig, entgegengesprungen war – in der Luft kurz mit der Hacke angetippt – touché – ins Tor. Man muss sich das in telegener Zeitlupe vorstellen, um die Schönheit des Bewegungsablaufs zu erkennen, ein perfekter Move, der mir zuvor so nie gelungen war. Okay, geht doch, geht noch. Sofort hatte auch Jonny, einer der großen, heute pausierenden Könner, vom Spielfeldrand ins Feld gefeixt: Das Ding steht schon auf YouTube! Ja, danke Brandon, der Mensch ist unberechenbar, vor allem, wenn er spielt. Mein Passgeber gilt allgemein als erratisch herumwuselnder Stolperkönig, auf dessen endlich mal brauchbare Vorlage man als Stürmer wochenlang wartet.

Heute muss mich keiner trösten – von wegen Oldie, Senior, Sense, ach komm, war doch gar nicht so schlecht. Allerdings wird in solchen Glücksmomenten auch die sonst gern überspielte Tatsache bewusst, dass die meisten hier jünger sind, einige sogar wesentlich. Dabei sind wir keine alten weißen Männer, eher eine bunte Truppe, alterslos und farbenblind. Unterm Baum ruhen mindestens drei Jungs jenseits der siebzig, mich eingerechnet. Mittlerweile bin ich hier wohl gar der Älteste, wie mir heute wieder klar wird. Denn mein Vorgänger in dieser Rolle taucht schon seit Monaten nicht mehr auf. Unser Dietrich war zuletzt 85 oder 86, ein ehemaliger Opernsänger mit entsprechend mächtigem Brustkasten, wer mit ihm zusammenprallte, lag im Gras. Inmitten eines tobenden Spiels blieb er gelegentlich stehen und hau-

te zu aller Freude eine Arie raus ... ach wie so trügerisch ... populäre Hits, belustigend vor allem für die in Südamerika geborenen Mitspieler ... mein idealer Lebenszweck ist Borstenvieh, ist Schweinespeck. Mit kräftigem Bariton füllte er den ganzen Wiesengrund, was seine ansonsten limitierte Einsatzbereitschaft mehr als wettmachte. Während seiner Gesangseinlagen lief das Match an anderer Stelle weiter. Dieser Extremsportler fehlt jetzt.

Ciao Fabricius, va bene – auch lange nicht dabei gewesen, denke ich, und vorhin mit großem Bohei begrüßt. Hier darf jeder kommen, wie er will und kann. Die italienischen wie andere, verklungene Sprachfetzen hängen noch im Ohr, Spanisch, Portugiesisch, englische Scherze und Flüche – öfter die von Mossie, halb Ire, halb Engländer. Er kann mit britischer Härte austeilern, schreit aber umgekehrt bei jedem Hauch einer Berührung theatralisch auf: Foul, fucking foul! Die Jungs von der lateinamerikanischen Fraktion, schon lang im Land, bringen ihre Sprüche auf gut Deutsch rüber, die spanisch-portugiesischen Halbsätze wiederum werden von den deutschen Spielern übers Feld gerufen ... Der große Trickser Antonio, gebürtiger Ecuadorianer und Onetti-Fan wie ich, erwähnte kürzlich seinen zweiten Vornamen, Enrique, weshalb er sich ab jetzt Heinrich nennen werde. Französisch ist seltener zu hören, nur zwei kommen aus frankophonen Gegenden, einer heißt Hanoman, ursprünglich von der Elfenbeinküste. Ihm musste ich blöderweise auch heute wieder meine Theorie aufdrängen, er sei doch sicher nach dem deutschen Lastwagen Hanomag zu seinem Namen gekommen, ei-

nem beliebten Geschenk der früheren bundesrepublikanischen Entwicklungshilfe für Afrika. Barer Unfug. Und von ihm wie stets postwendend abgeschmettert, in Wahrheit sei Hanoman eine hinduistische Gottesgestalt, das kleine ›n‹ hinten kein ›g‹. Hanoman, längst Deutscher, ist seit zwanzig Jahren verheiratet und hat zwei kleine Kinder. Und ich habe an den Schienbeinen ein paar schöne Narben von dir, oh Hanoman, mit deinen elfenbeinharten Knochen!

Es ist nicht immer leicht mit unserer Weltauswahl auf der Tiergartenwiese. Seit ›Wir schaffen das‹ kommen mehr und mehr syrische Spieler. Omar ist bereits Jahre dabei, ebenso Jaques, ein Aramäer und begnadeter Tänzer vor dem Herrn, den ich anfangs Jesus rief, bis er mir das strikt verbot. Seit kurzem kommt auch Alah, ein brutal guter Spieler, der meinem Ziehsohn Marco ähnelt, Statur, Frisur, der angesagte Henriquate-Bart. Keiner weiß, warum, aber wir umarmen uns vor jedem Spiel, eine rätselhafte Innigkeit. Wer wollte all das missen?

Auch die Banker sind zurück, die Welt ist wieder in Ordnung. Keine Überraschung, dass sie heute erschienen sind – nach ihrem Winterschlaf tauchen vier, fünf von ihnen an den ersten warmen Tagen auf. Unser Zusammenspiel hat sich irgendwann ergeben. Ein Zweimetermann – seinen und den Namen der Bank muss ich erst wiederfinden – kommt stets direkt vom Job zu spät, legt Businessanzug, Schlips und Kragen fein gefaltet auf die Wiese und steigt ein ... Auch für ihn ist der Sport der Bruder der Arbeit. Sie sind mir willkommen, intelligente Spieler, zwei haben Prokura und Häuser in den Vororten. Auch Roland war heute dabei, ihn hab

ich im Winter mal in der Tagesschau gesehen, mit Mappe in Peking ein paar Schritte hinter dem fülligen Wirtschaftsminister – unmöglich, ihm gesprächsweise etwas über den Amtsträger oder die ökonomische Situation zu entlocken; er sagt nur das, was sowieso jeder weiß. Wenn die Mannschaften aufgeteilt werden, ziehe ich meist die Seite der Banker vor, sie geben mir im Spiel Kredit. Anders wäre die ganze Truppe wohl auch nur schwer zu organisieren, mit der verpflichtenden Ordnung eines deutschen Vereinslebens hat es hier niemand. Was uns jeden Mittwochabend eint, ist die Freude darüber, eine Leidenschaft aus der Kindheit gerettet und hierhergebracht zu haben – auf die sieben-, achthundert Quadratmeter einer rumpligen Tiergartenwiese. Nach dem Spiel gehen die Banker ins Restaurant am See, eine andere Gruppe drängt zu einer Dönerbude in der Nähe. Beide Fraktionen wirken leicht enttäuscht, als ich mich auch heute wieder nirgends anschließe.

Alle sind dann nach und nach verschwunden. Tatsächlich sitze ich jetzt ganz allein unter dem Baum, der hängende Linksaußen hängt nach Ende der Partie noch etwas ab. Zu viel Zeit gebraucht fürs Runterkommen, für das Lösen der verknoteten Schnürsenkel, die Versuche, das schweißnasse Hemd von der Pelle zu kriegen, ein professionell beflocktes Trikot, auf dem Rücken »Union Südost Tiergarten«, leider aus irgendeiner anbappenden Kunstfaser. Auch beim Umziehen längst zu langsam, wie bei den Positionswechseln im Spiel – ja, das Alter, wie soll man dagegen angehen ... Vielleicht mit der Methode Arthur Rubinstein? Hoch in seinen Acht-

zigern gab der Pianist den Tipp, zur Camouflage der geriatrischen Erlahmung müsse man die langsamen Passagen halt besonders langsam spielen, damit die schnellen, wenn auch langsamer als früher, weiter schnell erscheinen. Rhythmische Kapriolen sind auch bei unserem Spiel durchaus erkennbar, sonst aber ein schwer hinderlicher Vergleich ... außer bei Toni Kroos vielleicht, dem Meister der Temposimulation ... Aber Flinkheit hin oder her, der Truppenälteste hat nach meiner Einschätzung ohnehin eine besondere Stellung, nicht als Chef, sondern als Hoffnungsträger, weil er der Psyche der Dreißig- und Vierzigjährigen guttut. Dass ich überhaupt noch auf dem Platz bin, sagt ihnen mehr oder weniger bewusst: Auch ihr könnt hier auf ewig weiterspielen ... na ja, solange man ›spielen‹ und ›ewig‹ nicht zu eng nimmt ... immer locker ...

Für diesmal ist der Spaß vorbei, Spiel aus, Ergebnis unklar, unwichtig. Die Sauerstoffdusche hat den Organen gutgetan, die Lymphen sind durchspült, denke ich, und rauche eine Selbstgedrehte – das Toxische, die schleichende Vergiftung des erfrischten Körpers kann nach der wöchentlichen Katharsis wieder von vorn losgehen. Im Fernsehfußball hört man oft, dass ein Spieler ein scheinbar sicheres Tor nicht schoss, weil er zu viel Zeit zum Denken hatte und sie dazu nutzte. Das darf natürlich nicht passieren. Erst nach Schluss der Partie setzt die Hirntätigkeit im gewohnten Modus wieder ein. Davor hat das Oberstübchen gut zwei Stunden Urlaub. Das ist ja der Witz, der unwiderstehliche Reiz am Sport, dass er das nervige, formlos aufblitzende Alltagsdenken zum Verschwinden bringt. Der Körper arbeitet, und

das Hirn, dieser grausame Sortierer von Wichtigem und Wichtigem, hat und gibt endlich mal Ruhe. Der Irrsinn der sogenannten Wirklichkeit, die real existierenden Grobheiten und Massen an idiotischem Trouble, die das Denkbüro neben dem Notwendigen sonst dauernd registriert und produziert – alles vergessen, Kummer und Pläne fließen ab, ihrer Wichtigkeit beraubt. Das Spiel hat seine eigene Zeit, zwei Stunden Freizeit eben. So lange macht der Kopf nichts anderes, als zuverlässig simple Befehle in die Nervenbahnen auszusenden – lauf los, spring dem Ball entgegen, schieß die Kugel mit der rechten Hacke ab, und dann ... natürlich eine naive Deutung des komplexen Zusammenwirkens von Hirn und Körper ... in den Sekunden, während ich hier reglos sitze, arbeiten in mir unzählige Funktionen, jede will gesteuert sein ... Im Spiel vorhin führten mindestens ebenso viele zu meinem unbedachten Tor des Monats. Na schön, sagt jetzt das Hirn, dann kannst du ja nachhause gehen und in deine Badewanne steigen.

Endlich losgeradelt, in die erste Dämmerung ... fahre vorbei an den Botschaften, hinein ins Schöneberger Vergnügungsviertel, die Straßencafés an diesem milden Abend voll besetzt, das Publikum einen Tick aufgekrazter, wie stets zu Beginn der hellen Zeit ... überquere den Winterfeldtplatz, vor Jahrzehnten nannten ihn viele der Anwohner den Roten Platz ... Beim Vorbeifahren kommen noch heute die Erinnerungen hoch ... an das Getümmel, die Wasserwerfer und den glänzenden Asphalt ... wabernde Rauchschwaden, als die linke Bewegung im Vollkontakt mit Polizeikräften um eine

bessere Zukunft rangelte. In einer dieser Chaosnächte stand ich mit einem Freund und anderen im Schutz des Hauseingangs Winterfeldt Nr. 34, als eine ältere Wanne in die Parktasche davor einbog. Die Schiebetür öffnete sich mit leisem Knirschen, ein wie von Geisterhand langsam herausgeschobener Gewehrlauf zielte auf uns sekundenlang Erstarrte – plopp – Aus fünf Metern schoss eine Gaspatrone mitten ins Gesicht eines jungen Kerls – sein Sturz, seine Schreie, Jochbeinbruch. Wir trugen ihn hoch in die Hinterhauswohnung meines Freundes, beratschlagten kurz und riefen dann die 110 ... und während die um den Platz weiterhin rotierenden Wasserwerfer treffsicher Versprengte von den Beinen holten, transportierten Sanitäter den Jungen ab, Business as unusual. Beim Passieren der Nr. 34 sehe ich noch vor mir, wie mir – neben der Tragbahre geduckt – die Flucht aus dem Haus gelang, das von einem Kordon uniformierter Staatsdiener umstellt war ... Optisch ist die Ecke unverändert, ein beliebter Fress- und Feierort, ab montags ist hier Wochenende und all das kaum mehr vorstellbar, ich weiß ... trotzdem, so war's

Auf meinem Bücherregal liegt bis heute ein Museumsstück, eine gelbschwarze Scherbe aus dickem Glas. Aufgedruckt zeigt sie die Hälfte einer Kanne vom Schauwindower des Supermarkts Kaisers Kaffee, beschriftet mit dem Datum ›22. September 1981‹, die lange Nacht der Hausbesetzer. Der Freund, seinerzeit Linguistikstudent, später Eigner eines digitalen Börsendienstes, ist nur einer von hunderten, die einem irgendwann im Leben einmal nahe waren. Er ist längst in der Tiefe der Stadt verschwunden, wie der Winterfeldtplatz hinter mir ...

Überhaupt, wozu noch diese kämpferische Schöneberg-Folklore aufwärmen, vieles war nur Bullshit, damals schon ... und auf Dauer sowieso, die Verteidigung der Interessen einer rätselhaften Macht ... Deutsche Bürgerkinder randalieren im alliiert geschützten Partykeller, und deutsche Subalterne prügeln zwanghaft drein ... Die kleinen Aufstände und großen Weltrevolutionsträume haben das Dasein niemandem erleichtert ... keine Ahnung, ob sie die Kapitalisierung wenigstens etwas verzögert haben ... wahrscheinlich nicht um einen Cent ... Auch der jahrzehntelange Kleinkrieg mit meinem Hausbesitzer läuft als hässliche Kabbelei weiter. Er nutzt seine gesetzlich garantierte Möglichkeit, die Miete immer pünktlich und exakt bis zum gesetzlich erlaubten Höchstsatz anzuheben – und ich warte nach jeder Mieterhöhung gar nicht lange auf die nächste ... eine präzise Marter, der Obolus für das Vergnügen, in dieser mir so teuren Stadt herumradeln zu dürfen ...

Ein kleiner Schwenk auf der Strecke nachhause – Richtung Stammcafé, in der Hoffnung, jemanden aus der Clique dort zu sehen, nicht verabredet, aber erwartbar. Ich genieße es immer, nach dem Sport gut durchblutet und mit schweißverklebtem Resthaar jemanden zu treffen, ein aparter Vitalitätsbeweis und, keine Frage, eine narzisstische Altersschwäche. Tatsächlich sitzen drei gutgelaunte Männer aus der Runde draußen am Tisch. Wie stets bricht gleich Euphorie aus. Nicht die Hölle sind die anderen (sorry, Sartre), sondern das Glück. Wird jedes Mal wiederaufgefrischt, wenn jemand neu dazukommt, großes Hallo – ah, du warst kicken, super. So

gleich erzähle ich vom gerade erlebten Glücksmoment, stelle den Trick im Stehen detailliert nach, so, und dann so, ein gewagter Spagatsprung, zack, ein Tor ... man ist belustigt. Ballett für Männer über siebzig ist ja jetzt schwer angesagt, ruft Jochen – Hoffentlich hast du dir nichts gebrochen, frotzelt Sven.

Okay, mit launigem Spott ist immer zu rechnen. Ich kenne die Herren erst seit ein, zwei Jahren, gestandene Mitt- und Endfünfziger, Firmenbetreiber und Heads im Management, jeder ein Kapitel für sich. Nach langen Zeiten in der Kunstblase lerne ich wieder Menschen schätzen, die in anderen Sphären unterwegs sind – im fortgeschrittenen Alter ohnehin ein großes Glück, neue Bekannte oder gar Freunde zu finden. Ihr erdet mich, hatte ich mal gesagt, worauf die leicht empörte Antwort kam: Auch wir haben Träume ... Im Sommerhalbjahr treffen wir uns fast täglich im Stammcafé, für sie das Feierabendbier, für mich Freischaffenden eher eine unverdient bereichernde Unterhaltung wie nach dem Drehbuch einer Sitcom – von drei, vier geistesgegenwärtigen Köpfen befeuert, geht's im Affentempo quer durch die Realität und darüber hinaus, ein Gehirnjogging von sechs bis acht, der Aufbruchszeit für Ehemänner nach zwei glücklich verflogenen Stunden.

Da zwei von ihnen Kunden einer Muckibude sind, reden wir heute eine Weile über das Verhältnis zwischen Gerätesport im Fitness-Studio und Echtzeitfußball in der freien Wildbahn. Schnell zeigen sich große Unterschiede in den Philosophien. Die maschinell ausgeklügelte, auf Selbstoptimierung zielende Technik im Studio ist das eine, das andere ist die Praxis der orthopädisch

unberechenbaren, aber natürlichen Bewegungsabläufe ... und bitte, in ihren Hallen sporteln sie nebeneinander her, wir dagegen auf dem Rasen spielen als Teams zwar gegeneinander, in Wahrheit aber miteinander ... sesshafte Einzelkämpfer gegen eine anarchische Nomadengemeinschaft ... kostenpflichtig gegen kostenlos ... dazu der Schweiß der Pumper nebenan gegen die gute Luft im Tiergarten, so ungefähr. Ich tippe zart an Svens beeindruckenden Bizeps – schon effektiv, dein Training, alles gut ... aber ich muss jetzt gehen, muss dringend in die Badewanne.

Auf dem weiteren Heimweg hallt ein Thema nach, das Sven vorhin ins Gespräch brachte. Es ging um seine neueste Erwerbung, heute gekommen, eine Heißluftfritteuse, sechzehn Kochfunktionen, Backen, Braten, Grillen und vieles mehr, inklusive einer Nutri-App – Kochen mit heißer Luft, Mannomann, das klingt gesund, und wurde von den anderen interessiert aufgenommen. Sven ist der technische Supervisor der Runde, lebt allein in großzügiger Wohnung und nutzt alle verfügbare Technik, eine Großfamilie käme mit seinem Gerätepark gut durch den Tag. In früheren Zeiten hätte ich gesagt, ein Mann und seine Heißluftfritteuse, so was hören wir gar nicht gern ... Stattdessen stichelte ich nur herum, das sei ja wohl dann nach Jahrhunderten das Ende von Kochtopf und Pfanne ... Seine Begeisterung belustigte mich, gut, meinetwegen, ernähre dich gesund, esse wie in der Steinzeit und werde steinalt, unser täglich Pfund Algen gib uns heute – solche Devisen werden einem andauernd aufs Brot geschmiert, viel heiße Luft ... Andererseits

wäre es vielleicht nicht ganz verkehrt, dieses Fritteusen-
ding am Abend mal zu googeln ... und überhaupt, kein
reflexhaftes Gemecker an der Lufthoheit des haushalts-
führenden Homo Faber ... Im Beharren auf einer links-
puritanischen Konsum- und Technikskepsis rennt man
immer mehr ins Abseits – ohne Sven wäre meine Heim-
elektronik ein antiker Torso und alles längst zu spät ...
danke, mein Guter ...

Bei neuen Bekannten dauert es stets eine Weile, bis das
Äußere und erste, sofort erkennbare Macken im Kreis
akzeptiert sind. Dafür findet man dort anfangs auch
fast alles interessant, was von kürzlich erst Aufgetauch-
ten rüberkommt – auch deren Topstories aus früheren
Zeiten, die sie in neuer Runde nochmal auftischen kön-
nen ... für den Wiederkäufer selbst eher heikel, für die
Anderen erheiternd, es darf gestaunt und gelacht wer-
den. Immerhin halten die neuen Freunde einen für le-
bendig, während man für viele alte längst gestorben
ist ... Doch sage mir, oh Stagirit, sind wir auch wirklich
Freunde? Oder nur gute Bekannte? Weil das noch in
der Schwebelage ist, gründen wir erst mal eine WhatsApp-
Gruppe. Wir nennen sie Akazienkreis – wegen der Bäu-
me vor dem gemeinsamen Stammcafé. Klingt gut, ge-
radezu biblisch, eine weitgereiste Pflanze, genaugenom-
men aus der Spezies der Scheinakazien.

Die Verabschiedungen im Kreis sind meist relativ aus-
führlich, abrazos de hombres, reichlich Schulterklop-
fen, klar, tut gut. Jeder hat so seine Schlussformel. Sven
sagt, haltet alles steif, nicht nur die Ohren, Derek sagt,
war wieder schön mit euch, und schließlich mein Spruch:
Ich gehe jetzt heim ins Wording. Das spricht eher für

Typ zwei der aristotelischen Freundschaftstheorie, Vergnügungs- oder Spaßfreunde also.

Unter anderem hat der Kreis auch Spaß daran, Pläne für eine gemeinsame Reise zu machen, Willensbekundung einer gewissen Zusammengehörigkeit. Einer erzählte beiläufig von einem Arte-Film, der in Tiberias spielte, ein anderer hakte ein, oh ja, am See Genezareth, das ist ein interessantes Ziel ...Tage später waren sich alle einig, dass Erlangen einen Besuch wert wäre, in der Woche drauf Montenegro und bald auch Fischbach in Sachsen oder Sachsen-Anhalt, wo eine Hütte am Fluss für ein gemeinsames Wochenende reizvoll schien. Punkt für Punkt gut begründet und ausführlich besprochen, verlängerte sich die Liste der angepeilten Wunschorte ins Unabsehbare, seit Monaten saßen wir vorfreudig im Stau der Möglichkeiten. Die spannende Frage war, wer welches Reiseziel als Nächstes auf den Tisch brächte.

Beim Heimradeln jetzt, in diesen noch immer sommerlichen Abend, verfestigt sich zumindest mal mein eigener Reisewunsch – ich werde wie jedes Jahr in der warmen Zeit eine längere Radtour machen. Im gemäßigten Tempo über Land radeln, an Flüssen und Feldern entlang, durch verwestlichte Dörfer, vorbei an überwachsenen Ruinen und von Unwettern gekippten Bäumen, bizarr gespleißtem Totholz ... ein Besuch bei der Natur, das hat Sinn und beruhigt – die Gedanken sind fixiert auf das, was gerade ist. Ziele finden sich, in Brandenburg, in Meckpomm, alles wunderbar flach, neue Radländer. Schon nach den ersten Kilometern dort draußen stellt sich das Gefühl ein, von gewohnten Be-